

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 588. Soll ich ja ganz schöne Geschichte mit Ihnen! Wenn ich mal ein Etwas von Ihnen her will, dann duhst du mich nicht an, wenn ich kein hin will, dann bin ich immer da mit Ordersch. Mister Edithor, wer duhst ennahub die Schreibweise schreibe, Sie obder mich? Ich denke, daß Sie se nit schreibe duhn un so lang als ich zu den Schapp tende, kann ich auch nit sein, for warum ich mich Ordersch von Ihnen gewisse lasse soll. Es is ja quot genug, wenn Sie in en diesente poleite Weg e Sudschichten zu mache hen. For so ebdes mach ich immer meine sämmtliche Ohre auf und treie einiges for Ihre zu pliese. Wenn Sie mich awider schreibe: Mir dente, daß es endlich mal Zeit war, daß se Ihre Ihren Hämmelbollen for sich behalte dehte, un mal ebdes schreibe dehte, wo die Wiederich ach for lehre. For warum schreibe Se nit mal ebdes immer den neue Steil obder immer die sozial-republikanische-demokratiaische Arbeiter - Kweitschen, obder so ebdes in die Lein, wo mer auch ebdes draus lerne kann? Mir edspedte, daß Sie sich das ad Nodum nenne, ich sage, wenn Sie mich den Weg schreibe, dann kann ich nit helfe, dann muß ich auch sößig werde. In die erste Lein mich is nie nit auf mit Ballitids un dann noch e anneres Dina, hen Sie for den Stoff Ihren politidel Edithor, un ich hen immer gebent, daß Sie das duhn dehte. Bisfeids das sin ich nit inkleind Ihre Ihren Schapp ewig zu nenne. Un hier is noch e anneres Ding: for Steils hen ich auch nie nit viel gelebet un wenn Se da von mich Reumtersch hen wolle, dann sin Se an die verkehrte Drefsch komme.

Ich kann Ihnen sage, ich hen mich immer Ihre Ihren Brief so geärgert, daß ich mich for lauter Desperesch den Lieder in die Arme hätt schmeiße könne. Ich dente doch, wenn e Person schon so lange Zeit Jemand ig trei un gut lehre duht, wie ich, dann hätt mer doch e paar freindliche Worte diefchreit. Awider es is halt die alte Storie, wenn en Mensch keine Grufelischen hat, dann kann mer keine Poleitich von ihn edspedte. Wenn Se ebdes von mich wisse wolle, was ich von die Steils dente duhn, dann kann ich nur soviel sage, daß se fieris hin. Dente Se doch nur mal an die leite Schförs, wo se jetzt wehre duhn! Wei das is der Limmit. Ich hen den annere Dag gefehn wie e Lehdie, wo so en Fisch-Etinn-Schföri gewohre hat, in e Strittfahr steige hat wolle. Die Steps sin e wenig hoch von den Graund gewese un nachdem se e halbes Dohend mal etempiet hat; die unnerste Steps zu riefche hat se zuletzt un Schump gemacht un was war das Riesolt? Der Schföri is gebotst! Ich sin schuhr, wenn die Mennfohks - wo ich auch nit viel Jubs for hen - treie dehte, sich denselwe Weg zu dresse, dann dehte se von die Botes ertretet wer'n. Dann hen ich auch noch e Wort obder zwei immer die Poffs un Mäts zu sage, wo jeht so artig in Steil sin. Zu meine Zeit, das meint, wie ich noch jung war, da hen alte Lehdies, wenn se an chronischem Haarschwund gelitte hen, un inner alle Zirtumstunjes ebdes an ihren Kopp hen harwe müße, wo se ihren Hut dran stecke konnte, bitafs se hen die Hättpins noch nit in ihre Schinn stecke könne, ganz siekret en Zopp geordert un hen ihn so gefickt, daß es kein Mensch genobht hat; un wenn se Abends ins Bett gange sin, dann is der Zopp verstedelt worde, so daß nit mal die eigene Rids ausgefumen hen, daß die Ma falsche Haar wehre duht. Heutzudag, o du mein, da gehn die junge Mehdercher in den Stohr un kause sich ganz offe e Aufschelbäset voll falsche Haar, grad wie mer in den Stohr geht un sich Törnips un Spots kause duht, wo mer sich auch nit zu schäme braucht. Die Lohd Har, wo se gekauft hen, die wer'n dann all an den Kopp gehst un wenn se dann an die Stritt komme, dann sehn se aus, daß mer sich for se ferliche muß. Jedes Kind weis, daß es e Ding der Unmöglichkeit is, daß soviel Haar an en menschliche Kopp wachse, awider es is der Steil un den misse se mitmache. So viel is e schupres Ding, daß ich den Steil nit mitmache. For

mich is der alte Weg gut genug un ich gleiche emweh nit, daß, wenn ich an die Stritt gehn, die Mennfohks sich erum drehe un ihre Riemarkt immer mich mache un ich weis, daß selle Riemarkt nit die allerhöchste sin. Ich meine, je schneller seler Steil abgeschafft werd, desto besser is es for die viehmele Weidlichkeit. Ich könnt noch e ganze Latt immer den Beunt schreibe, awider dann müht ich Sache tofche, wo nit in Pöblid belange un es soll Niemand sage, daß die Lizzie e Kapittel tofche duht, wo die Mennfohks nids von zu wisse brauche. Awider dieselwe Zeit, wenn Sie mich noch mal so irrlhete, dann sin ich im Stand un lasse mal die Rag aus dem Sack un dann sin ich schuhr, daß Se mich dann nie nit mehr buldohfe, ich sollt ebdes immer den Steil schreibe. Ach gewise gar nids drum, ob die Viebels sage, die Lizzie is e alte Schachtel un se duht sich dresse, wie se fufzig Jahr zurück gange sin - das macht mich gar nids aus un emweh sin ich froh, daß ich mal e Tschehn's gehabt hen, mein Herzche Luft zu mache.

Mit beste Kiegards Yours Lizzie Hanstengel.



„Anser Moris, 's is ein Kammer, Ach, wie is der schon verderbt! Seine Lmaut, böse Ruden Dat er nur von dir gerbt.“

Er: „Am, ich kann nit widersprechen Dein, was du mir legit zur Vait; Denn, von dir sind nit die Behler; Weil du being ja noch halt.“



Städter (Sommerpartie): Da kommen ja wieder zwei Schauspieler herangetaumelt, jeder mit einem riesigen Kissen, gerade so wie die früheren zwei Mimen. Das sieht ja das reinste „Affentheater“ zu sein.



„Was, gleich fünf auf einmal?“ „Na, wenn einem laffen wir'n Jolind der nicht gleich uffigelt!“

Anzüglich. Schwiegermutter: „Wo liegt denn eigentlich Honolulu?“ Schwiegerjohn: „Möchten Sie einmal hin?“

Die junge Hausfrau. Junge Frau: „O weh! Diese Eier sind aber klein.“ Krämer: „Das sind sie allerdings, Madame, und ich weiß wirklich nicht, wie das kommt.“ Junge Frau: „O, ich denke mir, das kommt daher, daß Sie sie zu früh aus dem Rest nehmen.“

Zurück zum Papyrus.

Jeden Tag werden große Wälder gefällt und fallen Jahrhundert alte Bäume unter der Art, un in Papiermasse verwandelt zu werden. Nach den Berechnungen des Herrn W. Doy werden die einst für unerschöpflich gehaltenen Vorräte an Holzfleisch, die die Vereinigten Staaten aus Wisconsin, Michigan und Minnesota gewonnen, in dreißig Jahren vollständig erschwunden sein. Ein Kapital von 625 Millionen, schreibt Doy in „Cassiers Magazine“, und ein Heer von 875,000 Mann arbeiten an der Ausbeutung oder vielmehr an der gänzlichen Erschöpfung der Waldreichthümer, deren jährlicher Ertrag eine Summe von über einer Milliarde Dollars darstellt. Zu den Verwüstungen durch die Waldbrände verurachten Katastrophen, die in den letzten zehn Jahren 54 Mill. Bäume im Gesamtwerth von 40 Millionen Dollars vernichtet haben. Bald war das Feuer durch die Unvorsichtigkeit der Holzfäller entstanden, bald durch den verbrecherischen Leichtsin der Kolonisten, die die Folgen dieser Art rascher, aber höchst gefährlicher Urbarmachung nicht genügend ins Auge faßten, bald durch die Beutegier der Jäger, die durch dieses wenig weidgerechte Mittel das Wild zu Paaren treiben und ohne große Mühe niederknallen wollten. Die am häufigsten konstatierte Ursache der Waldvernichtung aber war der Blizschlag, der in Ländern mit feuchtem Klima nicht sehr zu fürchten ist, in Gegenden wie Arizona aber, wo die Gewitterstürme nicht von Regen begleitet sind, in der Statistik der Waldbrände in sechzig von hundert Fällen eine Rolle spielt.

Die Gelehrten, die in der Kunst, die Zahlen sprechen zu lassen, Meister sind, könnten ausrechnen, in wieviel Jahren es der zivilisierten Welt an weihem Holz zur Herstellung von Papiermasse fehlen wird. Dem Menschengeschlecht wird dann nur ein Hilfsmittel übrig bleiben: es wird zum Anbau des Papyrus, der im geistigen Leben des Alterthums eine so große Rolle gespielt und einen so bevorzugten Platz eingenommen hat, zurückkehren müssen. Wenn man heute einen jener Wälder fällt, aus welchem die Papierindustrie ihr wichtigstes Material gewinnt, muß man vierzig bis fünfzig Jahre warten, bis die Bäume wieder so weit gewachsen sind, daß man sie von neuem ausbeuten kann. Eine Papyruspflanze dagegen gibt drei Ernten im Jahre, und man schätzt den durchschnittlichen Ertrag dieses Produkts, das wieder recht werthvoll werden dürfte, auf 100 Tonnen pro Acre. „Der Papyrus“, schreibt Horace Vidars Rees in Londoner „Graphic“, „ist eine schiffartige Pflanze, die mit erstaunlicher Raschheit eine Höhe von 12 bis 16 Fuß erreicht. Die alten Ägypter zerschnitten sie der Länge nach in seine Streifen. Diese Streifen setzten sie so nebeneinander, daß sie eine erste Lage bildeten; die Lage wurde auf eine mit Leim bestrichene Tafel ausgebreitet und dann mit einer zweiten Lage oder Schicht bedeckt, und zwar so, daß die Fasern sich in einem rechten Winkel kreuzten. Nun wurde das Ganze einem starken Druck unterworfen, bis die meisten Lagen fest aneinander klebten; auf diese Weise entstand, wenn alles getrocknet war, ein äußerst feines Blatt, das als Schreibmaterial zu verwenden war.“ Das aus Holzmasse angefertigte Papier ist eine ganz moderne Erfindung, die aber, wenn man so sagen kann, schon die Zeichen des Verfalls an der Stirn trägt. Die in unseren Tagen gedruckten Bücher sind verurtheilt, in einer Zeit von zwei oder drei Jahrhunderten in Staub zu zerfallen. Die Papyrusrollen dagegen sind unverwundlich; die ältesten, die man kennt, reichen in das Jahr 3600 vor Christo zurück.

Ägypten, das allein in der ganzen Welt Papyrus lieferte, nutzte sein Monopol voll aus und weigerte sich rundweg, gewissen Potentialen von geringerer Bedeutung das werthvolle Produkt zu verkaufen. Das sollte aber für den Papyrus verhängnisvoll werden; die Noth macht erfinderisch, und so erfand man bald in den Ländern, die sich nicht mit Papyrus versorgen konnten, Ersatz für Papyrusrollen. Das Pergament tauchte auf, die Kunst, Papier zu fabricieren, machte rasche Fortschritte, und es kam der Tag, an welchem der Papyrus, der schon zu Karls des Großen Zeit aus der Mode war, ganz in Vergessenheit geriet. Oft besteht jedoch der Fortschritt darin, daß man wieder zum Alten zurückkehrt. Da die Papiernoth in bedrohliche Nähe rückt, hat die moderne Industrie ihre Aufmerksamkeit wieder auf eine Substanz gerichtet, die während so vieler Jahrhunderte unter den Anwohnern des Mittelmeeres das einzige Mittel zur Verbreitung geistigen Lebens gewesen war. Während mehrerer Jahre, so schreibt Rees, hat ein wohlbetannter Forscher, Herr Smellenhorst, Ägypten durchquert, um die todtbare Pflanze, die zur Papyrusfabrikation diente, zu suchen. Nachdem er Gegenden, in welche die Ausländer nur höchst selten einmal kommen, bereist und viele Ackerfläme befrucht hatte, gelang es ihm unter großen Mühen, die berühmte schiffartige Pflanze zu finden; er brach

te sie sofort nach dem Nildelta, aus welchem sie seit langer Zeit vollständig verschwunden gewesen war. Eine Anpflanzung in der Nähe von Alexandria ergab die denkbar günstigsten Resultate; die Erzeugnisse dieser Pflanzung werden nach England versandt und dort zu einem Papier sehr guter Qualität verarbeitet. Die seit elf Jahrhunderten vergessene Pflanze ist also ganz plötzlich ihrer früheren Bestimmung wiederzugeben worden. Der unter den Ägyptern der modernen Industrie zu einer dreißigen Masse gemalmte Papyrus wird allerdings wohl nicht die Widerstandskraft haben, die ihm das Fabrikationsverfahren im alten Ägypten sicherte. Aber von den in unseren Tagen veröffentlichten Büchern dürften nur wenige vier oder fünf Jahrtausende überdauern, und die Hauptsache für das von großer Noth bedrohte geistige Leben des Menschengeschlechts war, so rasch als möglich für die Papierfabrikation eine neue Pflanze zu finden, die als Ersatz eintreten kann, wenn die Menschen des 20. oder 21. Jahrhunderts gezwungen sein werden, den letzten Baum ihres letzten Waldes zu fällen.

Deutsche und französische Seemacht.

Aus Paris wird geschrieben: Man hat sich in jüngster Zeit in Frankreich viel mit Vergleichen der deutschen und der französischen Seemacht befaßt. Stubengenerale schlugen die schönsten Schlachten, in die der größte Theil der europäischen Armeen verwickelt waren. Man wies auch den Kriegsflootten ihre bestimmte Rolle zu, ließ aber jenseits in die Rechnung der Seeriefen England eintreten. Jetzt, wo die Gefahr eines europäischen Krieges nicht mehr so sehr in den Köpfen spukt, ist es vielleicht angezeit, die deutsche und die französische Seemacht miteinander zu vergleichen. Vor einigen Tagen hat der Abgeordnete Rail seinen Bericht über den Ausbau der Kriegsflotte, den er im Auftrag der französischen Marinekommission ausgearbeitet, vollendet. Er hat für die französische Marine bis zum Jahr 1920 und eine Milliarde vierhundert Millionen Franken gefordert, wozu für Hafenanbauten noch etwa hundert Millionen kämen. Der Berichterstatter nannte diese Summe sehr ungenügend, da die Kosten auf die neuen Schiffe nach jetzigen Verhältnissen berechnet seien, es sei aber anzunehmen, daß die Schiffe noch größer und damit noch theurer würden. Für die Vollendung großer Bauten rechnet man drei Jahre; die letzten Schiffe des französischen Flottenprogramms müßten also 1917 auf Kiel gelegt werden. In der Zeit von 1912 bis 1917 wird Deutschland sechs Schlachtschiffe und sechs Panzerkreuzer auf Kiel legen; die Werften haben also jährlich zwei große Einheiten zu liefern. In Frankreich müssen alle während des gleichen Zeitraums alle zehn Monate zwei große Schiffe vom Stapel gehen; denn das französische Flottenprogramm sieht die Vollendung von 16 großen Bauten bis 1920 vor. An kleineren Schiffen wird Deutschland im angegebenen Zeitraum 84 herborbringen, während es in Frankreich kaum möglich sein wird, neben den großen Bauten auch noch zahlreiche kleine fertig zu bringen. Von dem 50 großen Schiffen, die Deutschland in 8 Jahren besitzen wird, sind 33 nach dem Typ Dreadnought gebaut; 22 Schlachtschiffe und 11 Panzerkreuzer. Frankreich wird 1920 22 Dreadnoughts besitzen, ohne Panzerkreuzer dieses Typs. Dafür hat Frankreich die 6 Schiffe vom Typ Patrie, die auch noch 1920 ins Gewicht fallen werden, ebenso haben die neuen Kreuzer Waldeck - Rousseau und Edgar - Duinet mit ihren 14,000 Tonnen und ihren 14 9-Zentimetergeschützen einen hohen Geschwerts, obgleich sie keine Dreadnoughts sind. Rechnet man zu diesen Schiffen noch die fünf Kreuzer vom Typ Ernest-Renan und Jules Ferry, so stände der deutschen Hochseeflotte von 50 Schiffen im Jahre 1920 eine französische Hochseeflotte von 35 Linien Schiffen, darunter 22 Dreadnoughts, gegenüber.

Interessanter noch als dieser Vergleich, der sich auf die Zukunft bezieht, ist ein Vergleich zwischen den jetzigen Stärken der beiden Kriegsflootten. Deutschland besitzt jetzt 29 Schlachtschiffe und 11 Panzerkreuzer, Frankreich 22 Schlachtschiffe und 16 Panzerkreuzer. Für den Kampf auf hoher See wäre also Frankreich für die großen Schiffe mit zwei Einheiten im Nachtheil. Außerdem verdrängen diese 40 deutschen Schiffe 470,000 Tonnen Wasser, während die französischen nur 415,000 Tonnen verdrängen. Nach der Gliederung u. Vertheilung finden wir in Deutschland 3 Geschwader mit 28 Linien Schiffen (22 Schlachtschiffe und 6 Panzerkreuzer), in Frankreich ebenfalls 3 Geschwader mit im ganzen 27 Linien Schiffen (18 Schlachtschiffe und 9 Panzerkreuzer). In Deutschland bestehen neben diesen Geschwadern noch zwei, in Frankreich drei Divisionen. Das stärkste Schiff der französischen Divisionen ist der Waldeck Rousseau mit 14,000 Tonnen; das stärkste Schiff der deutschen Divisionen ist der v. d. Dorn mit 19,000 Tonnen, der die außerordentliche Geschwindigkeit von 28 Knoten besitzt. Auf beiden Seiten sind den Divisionen 30 Torpedoboote und -zerstörer

zugeheilt. Nach Zahl und Tonnengehalt ist also die deutsche Hochseeflotte der französischen etwas überlegen. Ueberblickt man die Verhältnisse bei der Küstenverteidigungsflotte, so findet man den Vortheil auf französischer Seite, was sehr erklärlich ist, da Frankreich eine ausgedehntere Küste zu verteidigen hat, als Deutschland und da lange Jahre in diesem Sinne die französische Marinebehörde große Anstrengungen machte. Es stehen da französischerseits 8 Küstenschoner, 191 Torpedoboote, 58 Unterseeboote und ein Teil der 63 Torpedojäger, den 4 Küstenschiffen, 80 Torpedoboote 8 Unterseeboote und einem Theil der 92 Torpedojäger auf deutscher Seite gegenüber.

Was nun die Bewaffnung der großen Schiffe anlangt, so ist der Vortheil wiederum auf deutscher Seite. Die großen französischen Schiffe besitzen alle mindestens vier 30 Zentimeter-Geschütze; Deutschland ist bei 28 Zentimeter als Höchstmaß für das Kaliber geblieben. Neben diesen Kalibern führt Deutschland als große Kanonen noch 21 Zentimeter-Geschütze, denen Frankreich nur die 19 Zentimeter-Geschütze entgegenzusetzen hat. Eine interessante Aufstellung veröffentlichte vor einigen Tagen der Marinefachsteller A. Rousseau im Temps; er rechnete das Gewicht der Geschütze aus, das die oben aufgezählten Schiffe von der deutschen und der französischen Flotte auf einmal von sich schleudern könnten und fand für die deutsche Flotte 91.312 Kilogramm, für die französische 72.339 Kilogramm. Eine große Bedeutung kommt der Geschwindigkeit zu. Das schnellste Schiff besitzt Deutschland; es ist der v. d. Thann, der vier Knoten mehr zurücklegt, als die schnellsten französischen Kreuzer. Zwischen der Danton und der Thüringklasse ist ein Unterschied von einem Knoten zugunsten Deutschlands. Dagegen legen die langsamsten der französischen großen Schiffe 17 Knoten in der Stunde zurück, während es bei der deutschen Schlachtschiffen noch Schiffe geben soll, die nur 15 Knoten machen können. Es ist klar, daß dieser Nachtheil den Vortheil der Schnelligkeit einzelner Schiffe wieder aufheben würde.

Man kann annehmen, daß die Angaben, die man auf dem Papier macht, nicht alle unbedingt richtig sind. Viele Schiffe haben bei den Versuchen schon Geschwindigkeiten entwickelt, die sie nachher nie mehr erreicht haben. Ebenso weiß man nicht, ob die ganz großen Kaliber wirklich die Erfolge haben werden, die man von ihnen erwartet. Aber es ist sicher, daß Frankreich in den letzten Jahren ganz bedeutende Fortschritte gemacht hat; dank den Anstrengungen sind in den letzten Monaten sieben Einheiten, die 124,000 Tonnen verdrängen, in die Kriegsflotte eingereiht worden. Daraus erklärt sich, daß die augenblickliche Lage Frankreichs gegenüber Deutschland zur See günstiger ist, als sie es in einigen Jahren sein wird.

„Und nie geschauten Schichten werden bloß“.

Aus der Schweiz wird geschrieben: Allerlei Wirkungen hat dieser heiße Sommer gezeitigt: Flüsse versiegen und Wasserleitungen trocknen aus; Hitzschläge gingen um im Land; die Zahl der beim Baden Ertrunkenen erstletterten einen Rekord: Woch trieb man vorgeitig von den Armen des Wasser-mangels wegen; die Brauereiarbeiten gingen an zu steigen; dagegen fielen die Aktien der Zuderfabriken, weil die Kälte auf den Feldern verdrort. Die Liste ließe sich noch lange fortsetzen. Da kommt zuletzt noch eine eigenartige Kunde aus der Schweiz: Die Gletscher geben ihre Todten wieder. Wir lesen in den Zeitungen: Bern, den 29. August. Am Gletschergletscher hat ein Verglüher gestern Ansee einer Leiche aus dem Eise gerettet. Es ist die Leiche eines schweizerischen Elektrikers, der vor zwölf Jahren dort verunglückte.

Jürich, den 28. August. Das Grab im Gletscher. Die Gletscher bei Chamoni haben vor 41 Jahren einen Engländer verchlungen. Seine damals zwanzigjährige Tochter ließ an Ort und Stelle wissenschaftlich feststellen, daß durch die Wanderung des Gletschers mit der Leiche auf seinem Grunde diese an dem Fuß des Gletschers wieder zum Vorschein kommen müße. Wann der Gletscher sein Opfer wieder herausgeben werde, war die Frage. Jetzt nach 41 Jahren steht die sechzigjährige Tochter des Verunglückten an der schmelzenden Gletscherzunge und wartet — wartet auf den Vater. Die Gelehrten haben berechnet, diesen Sommer würde sie ihn wiedersehen.

Die ungeheure Hitze des Juli und August hat an den Gletschern geleidet Schichten um Schichten abgeschmolzen. Schichten lagen schließlich bloß, die die Lebenden im Thal noch nie gesehen hatten. Und da haben dann die Todten aus längst vergangenen Zeiten Kniee und Köpfe aus ihren Eisgräbern gehoben. Zoll für Zoll, haben ins Land hinangeschaut. ins Land, das sie zuletzt gesehen ehe sie verfonten, und haben gewinkt — gewinkt, daß man sie endlich bearabe in fetter, stiller Erde. Treu haben die Gletscher die ihnen anvertrauten Todten bewahrt, das muß man sagen. Treuer vielleicht, als die Erde es je gethan hat. Es ist

vorgekommen, daß die Eismassen den Todten, den sie eingeschlossen hatten, zwanzig Jahre lang, unversehrt und unverwest wieder zurückgegeben haben. „Da habi ihr ihn wieder, euren Todten, er hat es tühl und gut bei uns gehabt nach eurem aufgebenen Leben.“ so sagten die Gletscher. Was die Gletscher nicht herausgeben wollen, das haben sie sich noch nie entziehen lassen. Was sie aber dann nach einem Menschenleben wiedergeben, das geben sie freiwilla. Und nicht von Menschen, sondern nur von dem heißen Kusse einer starken Sonne dazu überredet. . . Und nie geschauten Schichten liegen bloß. . .

Deutsche Küche.

Unsere deutsche Küche, schreibt man von draußen, hat drei Vorzüge, die von keiner andern erreicht werden. Da ist erstens der deutsche Braten, möge es ein Kalbsfleisch sein oder eine Rehheule; ein Hirschrüben oder eine Gans, ein Rehheule oder ein Krammetsvogel. Kein Braten einer fremden Küche kann sich an Wohlgeschmack und an schönem Ansehen mit diesen herrlichen deutschen Kunstwerken vergleichen, zu denen reichliche Mengen bester Sahne verwendet werden. Der zweite Vorzug ist die klare mit zierlichen Fettsäuren verschönte Rindsuppe ohne Zutausen außer etwas Gemüse. Wer verurtheilt hat, jahrelang die Suppen anderer Völker zu essen, mögen sie Schfisch, Porchi oder Minestra, Orsofcha oder Tschorba heißen, feiert einen Festtag, sobald er die erste nach deutscher Art bereitete Suppe vor sich sieht. Sodann rechnen wir die Zubereitung der Gemüse zu den Vorzügen deutscher Küche. Wer Gefallen an dem in Salzwasser gekochten mit etwas frischer Butter durchsehtem Gemüse findet, der möge in Gefirnisbüchsen überhaupt nicht mehr mitreden. Mörrüben und Schoten, Zeltener Rübchen, Schwarzwurzwurz, Schnittbohnen auf deutsche Art bereitet, sollen wir uns nicht zugunsten irgendeiner andern Art verfallen lassen. Leider sind damit die Vorzüge der deutschen Küche erschöpft. Unbekannt ist der deutsche Köchin und dem deutschen Chef in ersten Gasthäusern, was ein richtiger Pilaw, ein richtiger Risotto, ist; welche Gerichte man aus Reis bilden kann, Reis mit Chutnen, mit Curry und zwar so, daß die Körner die richtige Härte behalten, weiß weiß man in Deutschland nicht. Da kann man von Italien und vom Orient lernen. Dürftig arm ist die deutsche Küche an Mehlspeisen, zum Entsetzen des Deisterreiders, der darin erfindet, daß er nicht und uns auch durch die Mannigfaltigkeit seiner Fleischlaugen weiß übertrifft. Die Reichhaltigkeit schweizerischer und dänischer Butterbroschüfeln, die Poesie eines russischen Satsuta, wobei der Uebelgeplante zufrieden lächeln muß, wenn er sieht, mit wieviel Sorgfalt und Liebe die reizenden Sachelchen des Satsuta gemacht sind, gerade für ihn, nur für ihn, er braucht nur zu wählen, und mit der Popomta zu begießen, das sind unsrer etwas leuchtende Küche unbekannte Dinge. Unsere Salate sind gut aber arm, appetitizende Kleinigkeiten sind oft im Rufe der Gottlosigkeit, und das Obst, wie selten findet man an sonst gut und reich belegter Tafel fehlerloses Obst, wenig, aber vom besten. In Deutschland wird zu viel mit dem Funge gegeben, zu wenig mit dem Auge. Anreicherung, Tafelschmuck, Aufmerksamkeit auf jede, auch die kleinste Kleinigkeit, die auf dem Tische steht, erhöht für jeden Feinsühlenden den Genuß und hat Bedeutung für sein Urtheil über die Güte der Küche. Es bedarf keines Reichthums, um seinen Tisch in Ordnung zu halten, es bedarf nur des Grundsatzes, daß für die Tischgenossen das Beste gerade gut genug ist und daß sich nichts, gar nichts andere, sobald Gäste an der Tafel sitzen.

Eingegangen.

Die „Allgemeine Automobil-Zeitung“ berichtet folgendes niedliche Vorkommniß: Der Chauffeur des Fürsten zu Sann-Wittgenstein in Tegetensee hatte sich wegen Schnellfahrens vor Gericht zu verantworten und wurde zu einer Geldstrafe von 30 Mark verurteilt. Als der Richter ihn fragte, ob er dazu etwas zu sagen habe, entgegnete er pathig: „Mir kann's gleich sein, wieviel Geldstrafe Sie mir geben, ich zahl's ja doch nicht“ (sondern die Hertschaft). Als das Gericht diese Antwort erhielt, verurtheilte es den Chauffeur zu drei Tagen Haft, da ja nach seiner Antwort eine Geldstrafe ihn nicht treffen würde. Man kann sich das Gesicht des Chauffeurs denken, als er die Folgen seiner unüberlegten Antwort gewahrte.

Harry: „Wie kommen Sie zu der Vermutung, daß ich schon einmal verlobt war, gnädiges Fräulein?“ — Erna (schüchtern): „Weil Sie immer so vorichtig nach den Sternnadeln fühlten, bevor Sie Ihren Arm um meine Taille legen.“

Ueber den Aufenthalt der Roma Lisa fehlt der Pariser Polizei noch die genaue Kenntnis, doch ist sie gemeinsam mit anderen Leuten nicht im Unklaren darüber, wo sie sich während ihres Pariser Aufenthalts befand. In California ist eine Männerliga gegen das Frauenstimmrecht gegründet worden. Wie ungalant!